

Humor rettet das Leben

Was die Dichter und was die Aerzte dazu sagen ...

Von Albert Schweizer

Eulenspiegel läßt einmal den alten Bauern sagen: „Mein böses Weib ist tot, aber zum Heiler, sie fehlt mir an allen Ecken!“ Und in der Tat ergeht es zahlreichen Menschen wie diesem Bauern, daß sie den Wert mancher Dinge erst dann schätzen lernen, wenn sie sie verloren haben. Wer sich dann mit Humor tröstet, ist vergleichsweise noch am besten daran.

Aber was ist überhaupt Humor? Schopenhauer unterscheidet zwischen Scherz, Ironie und Humor. „Einen Wit machen und über zu lachen, ist noch lange kein Humor!“ Das Gebiet des Lächerlichen ist weit und vielgestaltig. Zwei handfeste Leute führten einen Dieb auf die Wache. Um sich die Langeweile zu vertreiben, spielten sie mit ihm Karten. Aber der Kerl war ein so unverschämter Mogler, daß sie ihn wutentbrannt hinauswarfen, worauf er selbstverständlich davontief, berichtet Schopenhauer in seiner Betrachtung über das Lächerliche.

Dieser Wit macht uns zwar lachen, beweist aber keineswegs, daß die beiden Handfester Humor besaßen. Oft genug wird Wit mit Humor verwechselt, werden Komiker als Humoristen bezeichnet und Witblätter als humoristische Blätter. Der Wit zeigt uns die Dinge in greller und verzerrter Beleuchtung, er entzündet sich am Gegenstand und lebt von ihm. Der Humor dagegen ist keine Aeußerung, sondern eine Eigenschaft. Am treffendsten hat einmal ein Autor gesagt: „Humor ist keine Gabe des Verstandes, sondern des Herzens.“ Der Humor verträgt sich nicht nur mit den tiefen und ernsten Lebensauffassungen, sondern setzt sie geradezu voraus. Das Lächeln des Humors taucht tief unter die Oberfläche des bloßen Wises in die Gründe tragischer Erkenntnis. Als den Spartanern bei Thermopylae gefagt wurde, der Feinde seien so viele, daß ihre Pfeile die Sonne verfinstern würden, meinte einer von ihnen: „Desto besser! So werden wir im Schatten kämpfen.“

Humor besaß auch jener Marquis, der während der großen französischen Revolution in einer düsteren Pariser Gasse einem Böbelhansen in die Arme lief und sofort am nächsten Laternenpfahl aufgehängt werden sollte: „Nur zu“, jagte er laltblütig, „ihr werdet deswegen doch nicht heller leben!“ Dieser humorvolle Ausspruch rettete ihm das Leben, denn das Pariser Volk hatte Verständnis für gesunden Humor.

Und wieviel Humor befindet der arme Sünder, der von seinem Wagen aus, den ein müder Gaul langsam dahinzieht, einem Weibe zuzuruf, das in höchster Eile zur Nichtstätte zieht und dabei einen Pantoffel verliert: „Nicht so überstürzt, Madame, eh' ich nicht da bin, fängt's doch nicht an!“ In all dem glänzt irgendwo verborgen eine Träne, und das gerade ist kennzeichnend für den wahren Humor, wie denn auch die bedeutendsten Humoristen nicht selten im täglichen Leben sehr ernsthaft Menschen waren, die keineswegs jeden Morgen mit Gelächter aufstanden, sondern die nach Erkenntnis der Dinge strebten.

Einst kam Wilhelm Busch zu einem Arzt, der ihn nicht kannte und klagte über einen unüberwindlichen Nigmut und eine an Schwermut grenzende Hypochondrie. Da der Arzt sonst nichts Krankhaftes an ihm finden konnte, empfahl er ihm heitere Lektüre und ganz besonders „Die fromme Helene“. An

dieser drastischen Komik lachten sich die Gesunden krank und die Kranken wieder gesund. „Ach, Herr Doktor“, meinte da der Patient, „das kann mir nichts nützen, denn das dumme Zeug habe ich ja selbst geschrieben!“ Das ist Humor, ein „Sichnecken mit dem Ernst des Lebens“.

Jean Paul hat einmal geäußert: „Der Humor als das umgekehrt Erhabene vernichtet nicht das Einzelne, sondern das Endliche durch den Kontrast mit der Idee.“ Bei aller Klarheit liegt darin doch der richtige Gedanke, daß die Wirkung dieser Waffe darin besteht, den Gegner zu entwaffnen. Durch ein einziges treffendes Wort vermag der Humor den Gegner kampfunfähig zu machen.

Da ist der englische Richter Sir Howard mit seiner Schwägerin auf einem Ausflug ins Innere Marokkos in die Gewalt des Piratenkapitäns Braßbound geraten, dessen Mutter von Sir Howard vor Jahren auf das tiefste beleidigt worden war. Braßbound ist noch immer entflammt von seinem Haß. Das Leben der beiden Gefangenen hängt nur noch an einem Faden. Aber während sich Braßbound mit wilden Worten im Vorgeschnad seiner Rache berauscht, bemächtigt sich die liebenswürdige und menschlich kluge Schwägerin seiner Jacke und beginnt still und eifrig ihm die Knöpfe anzunähen, da sie es nicht mit ansehen kann, wie ein so stattlicher Mann so zerrissen herumläuft. Dadurch aber wird der blutrünstige Kapitän völlig aus der Fassung gebracht und vergißt seine Rache. Ein paar Nadelstiche, ein mütterliches Lächeln und die Situation war gerettet.

Sie fauen mit dem Magen

Von Dr. G. v. Frankenberg

Francesco Redi, Leibarzt des Großherzogs von Toskana und ein berühmter Naturforscher, litt viel an Kopfschmerzen. Eines Tages kam sein Freund Rorera aus Indien heim und erklärte, er besitze ein unfehlbares Mittel dagegen. In Indien lege sich jedermann in solchem Falle einen Stein an die Stirn. Allerdings seien gewöhnlichen, sondern man finde diese Wundersteine im Magen von Vögeln, und zum Glück habe er einen mitgebracht. — Redi mochte seinen Freund nicht beleidigen, hat auch zu starkes Kopfschmerz, um zu widersprechen, und hält sich deshalb den Stein geduldig an die Stirn. Aber wunderbar: die Kopfschmerzen gehen nicht weg! Rorera meint, sie müßten weggehen, und zitiert zum Beweis Plinius, Solinus und Galenus De Incantatione. Aber auch das hilft nicht, und so kommt Rorera zu dem Schlusse, Redis Kopfschmerz müsse von anderer Art sein als das in Asien vorkommende, denn — so schließt er messerscharf — wozu sollte die Vorsehung Steine in den Vogelmägen erzeugen, wenn sie sie nicht mit besonderen Wunderkräften ausgestattet hätte?!

Vermutlich stützte Redi, als er dies hörte, den schmerzenden Kopf in die Hand und dachte etwas sehr Reberisches, etwa daß die Vorsehung es bequemer gehabt haben würde,

Die Engländer bemühen sich, den Humor zu erregen: sie besitzen gewiß gute Karikaturisten; sie haben auch den humoristischen Roman erfunden. Aber der englische Humor ist überlegen-spöttisch und trocken, und nur Shakespeare macht darin eine Ausnahme, denn sein Humor flieht aus den tiefsten Quellen der Volksweisheit. Er wirkt dadurch befreiend, daß er Komik aufdeckt, wo wir Tragik vermuten. Der Franzose hat weniger Humor, dafür aber den „Esprit“, das geistvolle „bonmor“, um dessentwillen er immer in der Geschichte als guter Gesellschafter galt. Anders dagegen der Deutsche Humor. Trotz seiner Wahrheit und bisweilen auch Bitterkeit läßt er uns die Freude und das befreiende Lachen nicht schal werden. Wahrer Humor wird ja aus dem Schmerz geboren. „Freude sind Flügel, Schmerzen aber die Sporen unserer Seele.“ Der Humor, die Heiterkeit der Seele, ist schöpferisch im Sinne der Lebensbejahung und wirkt befreiend auf Herz und Gemüt. Das haben am besten unsere großen Humoristen bewiesen, wie Jean Paul und Wilhelm Raabe, Fritz Reuter und Wilhelm Busch. Der Humor Jean Pauls und Raabes ist das Lächeln, das zwischen Tränen aufblitzt. Reuters Humor quillt unmittelbar aus dem Leben selbst, und sein Inspektor Bräsig ist noch heute das Hausbuch der Familie, in dem man Rat in allen Aergernissen des Alltags sucht.

Busch selbst nimmt durchaus eine Sonderstellung ein. Kein anderer Humorist hat die Philisterwelt seinerzeit so treffend geschildert wie er selbst, und seine Wahrheiten, die er in klassischer Form geprägt hat, haben noch volle Gültigkeit.

Man sollte Wit nicht mit Humor verwechseln. Beide sehen zwar die Schwächen und Fehler der Menschen mit klarem Auge, der Wit aber als Feind, der Humor als Freund. Beim Wit überwiegt die betrachtende Sache, beim Humor die betrachtende Person. Der Wit reizt die Wunde und verhindert ihre Heilung, der Humor dagegen heilt. So wird denn der Humor zugleich einer unserer größten Wohltäter.

wenn sie die Menschen ganz mit Kopfschmerzen verschont hätte. Dann aber ging er, als echter Forscher, sofort an eine Untersuchung, welchem Zweck jene Steine im Vogelmagen denn wohl in Wirklichkeit dienen möchten. Und es steht zu hoffen, daß er dabei am ersten über seine Kopfschmerzen hinweggekommen ist ...

Man braucht nicht nach Indien zu reisen, um Steine in den Vogelmägen zu finden. Es genügt, der Köchin zuzusehen, wenn sie ein Huhn ausnimmt. Der Hühnermagen hat eine überaus dicke Muskelwand und ist innen mit hornähnlichen Platten ausgekleidet. Und regelmäßig enthält er glatte Steine von verschiedener Größe. Diese Steine sind, wie wir heute wissen, keine Wundersteine, sondern sie lagen auf der Gasse, und das Huhn hat sie verschluckt. Es muß aber Steine verschlucken, weil das Schicksal ihm die Zähne genommen hat. So hat es nun sozusagen ein künstliches Gebiß im Magen! Mit Hilfe der muskulösen, durch die Hornplatten geschützten Magenwand werden die ausgepöckelten Körner zwischen den Steinen zermahlen wie in einer Mühle. Nur dadurch kann ihr Inhalt, wie man heute sagt, „ausgewertet“ werden. Ohne seinen Raummagen dagegen wüßte der Vogel trotz reichlicher Nahrung verhungern. Mit ihm aber knackt er die härtesten Samenkörner auf und zerreibt die sonstige Nahrung aufs feinste. Der große Réaumur, der sich nicht etwa nur auf Thermometer verstand, machte die Feststellung, daß im Magen eines Puters ein eisernes Rohr plattgedrückt wurde. Um die gleiche Wirkung durch Belastung zu erzielen, waren 437 Pfund nötig! Bei den Raubbögeln fehlen die Steine, und die Magenwand ist dünn; ihre Beute hat so hohen Nährwert, daß sie höchstens zerrissen, nicht zerkratzt zu werden braucht.

Wir sagten, das Schicksal habe die Vögel der Zähne beraubt — hatten sie denn jemals welche? Das ist ganz sicher, denn sie stammen von Kriechtieren ab. Auch der im Solnhofener Schiefer gefundene „Urvogel“ hatte Zähne, und eine ganze Reihe ausgestorbener Vögel aus der Kreidezeit besaß ebenfalls welche.

Und warum konnten sie sie nicht behalten? Sehr einfach! Dann wäre es nichts mit dem Fliegen geworden. Zu Zähnen gehören nämlich feste Kieferknochen und starke Kaumuskeln. Dadurch aber wäre der Kopf so schwer geworden, daß er das Ubergewicht bekommen hätte.

Aus flugtechnischen Gründen muß der Schwerpunkt des liegenden Körpers etwa zwischen den Ansatzstellen der Flugmuskeln liegen.

So kam die experimentierende Natur, der es offenbar sehr am Herzen lag, gute Flieger zu schaffen, dazu, das Gebiß der Vögel in den Magen zu verlagern.

Die Vögel sind indes nicht die einzigen Tiere, die Zähne im Magen haben. Auch die Krokodile besitzen einen Raummagen, und auch sie verschlucken Steine.

Unter diesen Umständen ist — was auch der weitgereiste Herr Rorera dagegen sagen mochte — bei Kopfschmerz ein Brausepulver doch wohl wirksamer als Steine aus einem Vogelmagen ...

Einem jungen Menschen

Mar Blic voraus! Laß Sterne walten!
Das Vaterhaus kann dich nicht halten.

Vor dir liegt blank der reine Morgen,
Sein kübler Trank löst alle Sorgen.

Dein Weg führt weit, darfst hier nicht weilen.
Zu Werk und Streit sollst du nun eilen.

Steh' auf! Vollbring's! Nimm keinen Schaden.
Bald grüßen rings die Kameraden!

Was immer mag im Herz dir beben —
Den Ritterschlag gibt dir das Leben.

Gustav Leuterich

Wunder an der Beresina

Erzählung von Werner Jde

Im Oktober des Jahres 1812, das den Namen des Korsets mit Blut und Tränen in den Herzen aller Nationen unvergänglich machte, rückte die Große Armee aus Moskau ab und begann den verhängnisvollen Rückzug, den nur ein geringer Bruchteil der Truppenverbände überstehen sollte. Man war mit geschultertem Gewehr und im langsamem Schritt über das Schlachtfeld von Borodino marschiert, wo noch unzählige unbefattete Menschen- und Tierkadaver herumlagen.

Am 5. November fiel der erste Schnee. In seinem Gefolge ritt der Hunger als Vorhut, dicht bedrängt von einem erbarmungslosen russischen Winter. Die Manneszucht schwand dahin; eine Masse todunglücklicher Menschen, dem Wahnsinn nahe, wälzte sich nach Smolensk; dort hoffte man auf Hilfe, auf Magazine, auf Ruhe, auf Erlösung. Aber alle Hoffnung war vergebens; Betrüger hatten sich selbst bereichert, zehntausende braver Soldaten dafür dem Verderben ausgeliefert.

Ein kleines Häuflein weißrussischer Truppen unter dem General von Ochs schlug sich verzweifelt durch russische Regimenter und gelangte, wenn auch unter Verlust der gesamten Baggage, unter unsäglichen Schwierigkeiten nach Liab, einem Städtchen in der Nähe der Grenze von Alt- und Neurußland. Zum ersten Male fand man dort wieder nach der unendlichen Wanderung in Gesellschaft des Todes geheizte Quartiere und Lebensmittel. Man schöpfte neue Hoffnung, und General von Ochs selbst faßte Zutrauen auf ein glückliches Entkommen. Seinen Sohn hatte er schon vor Wochen in Begleitung eines Arztes und mit allen Hilfsmitteln versehen nach der Heimat zurückgeschickt, weil er in der Schlacht bei Borodino schwer verwundet worden war. Dem General lag an seinem eigenen Geschick weniger, aber Freude erfüllte ihn doch bei dem Gedanken, seinen Sohn einmal wieder in die Arme schließen zu können.

So gelangte dann der General mit seinen Getreuen nach Orscha und lenkte seine Schritte sofort nach dem Hause des Bürgermeisters Berl, der ihm ein freundliches Quartier auf dem Marische nach Moskau geboten hatte. Er wurde dort auch freundlich empfangen und bat um ein kleines Zimmer, das er noch in Erinnerung hatte. Der Hausherr suchte aber bedauernd mit den Schultern und erklärte, im Augenblick sei das zwar nicht möglich, aber im Laufe des Tages würde es sich wohl machen. Auf dem Zimmer liege ein kranker weißrussischer Offizier, der wohl nur noch wenige Stunden zu leben habe; nach seinem Tode würde alles nach den Wünschen des Generals geregelt werden können.

General von Ochs war ein Mensch, in dessen Brust ein warmes Herz schlug. So nahm er auch gleich Anteil an dem Geschick seines Kameraden und beschloß, ihn zu besuchen und alles zu tun, was einem sterbenden Kameraden den Tod erleichtern kann: sich nach den Wünschen zu erkundigen, die letzten Grüße für die Heimat in Empfang zu nehmen und schließlich die brechenden Augen zuzurücken.

So schritt der wadere Soldat die knarrende Treppe hinauf, schon etwas gebeugt von der schier untragbaren Härte des Feldzuges und der bitteren Not. Er öffnete die Tür des Zimmers und stand einen Augenblick still, um seine Augen an das Halbdunkel zu gewöhnen. In einer Ecke des Zimmers lag auf seinem Schmerzensbette ein Mensch in wilden Fiebertäumen. Verworfene Worte drangen an das Ohr des Generals, dem bei dem Klange dieser Stimme das Herz für einige Schläge stillstand. Dann aber schoß ihm das Blut in die Schläfen, und mit einem wilden Sprunge stürzte er sich an das Bett, neigte sich über den todtranken Offizier, und die Knie zitterten ihm: vor ihm lag sein eigener Sohn, den er längst in Sicherheit glaubte. Nur die Menschenliebe der Wirthe hatte den Unglücklichen, den Chirurgus und Diener schmählich in Stiche ließen, vor dem Tode bewahrt. Ein schweres Nervenfieber machte jede Rettung fast unmöglich.

Hart jedoch rief den Soldaten die Kriegsansare wieder empor: sofortiger Abmarsch wurde befohlen, und ein Soldat hat zu gehorchen! Aber die Vaterliebe fand doch noch einen Ausweg. Dies Wiedersehen hatte auch die Kameraden erschütterte, die nun alles zur Rettung des Unglücklichen opferten. Man findet noch einen kleinen Wagen, auf den man den Sterbenden bettet und ihn so mit der Truppe der Heimat entgegenführt. Es geschah ein Wunder.

Der Sohn starb nicht; die rührende Sorgfalt des Vaters, dessen Kräfte bei dieser neuen Not ins Riesenhafte gewachsen waren, entriß ihm den knochigen Fingern des Todes. So gelangte der General bis an die Beresina. Dort wurde noch einmal seine Standhaftigkeit auf die Probe gestellt: in dem fürchterlichen Gedränge wurde er von seinem Sohne abgedrängt und gelangte glücklich an das jenseitige Ufer, verzehrt jedoch von der Sorge um das kaum wiedergeschenkte Leben des Kindes. Achtundvierzig Stunden suchte er verzweifelt nach dem wohlbekannten Gefährt, bis er den Sohn schließlich wohlbehalten wiederfand.

General von Ochs konnte der Mutter das geliebte Kind im freien Vaterland in die Arme legen.